

Die Frage „Was uns antreibt?“ aus psychoanalytischer Sicht

Interview von Helmut Draxler mit dem Psychoanalytiker Wolfgang Trauth

HD: *Die Frage, was uns treibt, ist eine eminent psychoanalytische: Freud hat mit seinem Triebbegriff und der zentralen Stelle, die er der Triblehre als „unsere Mythologie“ in seinem metapsychologischen Konzept gab, die Frage scheinbar eindeutig beantwortet: Was uns treibt, das ist der Trieb! Worauf beruht diese Annahme und was leistet sie?*

WT: „Vielleicht meinen Sie, die Psychoanalyse wäre Mythologie ... Aber läuft nicht jede Naturwissenschaft auf eine Art Mythologie hinaus?“ stellt Freud im Brief an Einstein fest und meint, dass die Triblehre das bedeutsamste, aber auch das unfertigste Stück der psychoanalytischen Theorie sei. Orientiert am damaligen mechanistischen und physikalischen Denken seiner Zeit beschreibt Freud die Triebe als Kräfte, die den seelischen Apparat zur Tätigkeit antreiben. Diese „aus dem Körperinnern in die Seele gelangenden Reize“ können ein Objekt des Psychischen werden. Mit dieser Definition wäre Freud sicherlich nicht bekannt geworden. Beachtung, Aufruhr und Empörung in der damaligen bürgerlichen Gesellschaft löste er aus, weil er postulierte, der Mensch sei weitgehend trieb gesteuert und das Ich nicht Herr im eigenen Hause. Diese primitiven Kräfte hätten nur eins im Sinn, nämlich schnelle Abfuhr. Der Mensch interessiere sich anfangs nur für sich selbst und müsste zum Kulturbezug genötigt werden. Letzte Ursache jeder Aktivität waren Sexualität und Aggression bzw. Lebens- und Todestribe. Und dabei beließ er es nicht. Dem „unschuldigen Kind“ wurden nicht nur sexuelle und aggressive Triebwünsche zugesprochen, sondern in der Zuspitzung auch Mutterinzent- und Vatermord-Wünsche („Ödipuskomplex“). Freud konfrontierte mit weiteren provokanten Thesen. So postulierte er ein überaus einflussreiches Unbewusstes, demzufolge der Mensch von tief verborgenen chaotisch-triebhaften Tendenzen der menschlichen Natur angetrieben werde. Kulturelle Leistungen - als Dämme gegen Mord, Vergewaltigung und Inzest - seien nur durch Triebunterdrückung und Sublimierung ermöglicht. Darin erkennt er jedoch ein implizit unlösbares Dilemma: Dieselben Institutionen, die das Überleben der Menschheit sichern, verursachen auch ihre Unzufriedenheiten. Da Ich- und Kulturentwicklung nach Freud die Unterdrückung der Triebe zur Voraus-

setzung haben, nicht aber jeder Mensch die hinreichende Begabung zur Sublimierung habe, seien die Menschen genötigt, zur Triebabfuhr neurotische Wege, d.h. Kompromissbildungen zu beschreiten. Krankheit und Symptome auch als Widerstand gegen kulturelle Forderungen zu verstehen, war ein völlig neuer, provokanter Standpunkt. Natur war für Freud nicht mehr Romantiknatur, sondern die Triebnatur und diese sei eben der Kultur gegenüber sperrig und resistent, ein Urgestein, das sich nicht glattschleifen lässt.

***HD:** Inspiriert vor allem von der analytischen Säuglings- und Bindungsforschung haben beziehungsorientierte psychoanalytische Ansätze die zentrale Rolle des dualistischen Triebkonzepts in Frage gestellt. Wie sieht aus einer derart modernisierten Sicht das psychologische Motivationsspektrum aus?*

WT: Schon vor über 30 Jahren gab es in der Psychoanalyse Strömungen, welche die Bedeutung von Beziehung und Interaktion in den Vordergrund stellten und davon ausgingen, dass im Beziehungsprozess Triebe und Motivationen ins Leben gerufen würden und intersubjektiv sich bildende Entwürfe seien. Aber erst durch die Erkenntnisse der analytischen Säuglings- und Bindungsforschung kam es zu dem Paradigmenwechsel, einer schulenübergreifenden Offenheit, dass das Seelenleben des Menschen bis in seine unbewussten Tiefen hinein mit der sozialen Umwelt verbunden und auf andere Menschen bezogen ist. (1)

Der Mensch ist keine Monade, er wird in menschliche Beziehungen hineingeboren, geformt und eingebettet in eine Matrix von Beziehungen mit anderen. Als Menschen werden wir gerade dadurch einzigartig, dass wir unsere Beziehungsschicksale verinnerlichen und zum Aufbau unserer psychischen Strukturen verwenden. Zudem fanden auch in den wissenschaftlichen Nachbardisziplinen enorme Veränderungsprozesse statt, die diesen Paradigmenwechsel förderten. So ist die Feststellung seitens der Neurowissenschaften nicht überraschend, dass der entscheidende Stimulus für die Vitalitäts- bzw. Motivationssysteme des Gehirns die Zuwendung und Wertschätzung anderer Menschen ist und zwar bei beiden Geschlechtern. Nur wenn eine hinreichende und realistische Aussicht besteht, das Interesse anderer Menschen zu erhalten, treten die Motivationssysteme biologisch in Aktion. Diesem Beispiel, das Gehirnprozesse in einen sozialen Bezug stellt („social brain“), könnten Befunde aus den weiteren Wissenschaftssystemen hinzugefügt werden.

Das Gebiet der Motivationen ist so komplex, dass meine Ausführungen nur auf eine, zentrale, neue Erkenntnis-Dimension verweisen sollen: die Bedeutung des intersubjektiven Austausches, eingebunden in kulturelle und gesellschaftliche Prozesse. In Freuds Psychoanalyse sah man in Sexualität und Aggression die motivierenden Kräfte. Mittlerweile wird das Motivationsspektrum in allen Disziplinen erweitert, womit Beziehungen ihre Bedeutung keineswegs nur aufgrund von sexuellen und aggressiven Regungen erhalten. Als unabhängige, biologisch vorprogrammierte Motivationssysteme gelten z.B. Bindung und Verbundenheit, Exploration und Selbstbehauptung; Sensualität und Sexualität.

Analytiker haben die Matrix der Metapsychologie Freuds - die Erklärungstheorie der klinischen Theorie - insoweit verändert, dass diese keine Extrapolationen aus der klassischen Physik mehr enthält. Somit wurde die Motivationstheorie befreit vom Zwang, Motivationen mit Trieben gleichzusetzen und komplexe menschliche Neigungen mussten nicht mehr durch vorprogrammierte Systeme determiniert verstanden werden. Die neurowissenschaftliche Erkenntnis bestätigt, die Motivationen sind nur so lange „in Reinkultur“, wie sie von realen Erfahrungen unbeeinflusst bleiben. Was wohl heißt, dass angeborene Bereitschaften uns nie in einer Art Ur-Natur begegnen, sondern stets von realen Erfahrungen bereits beeinflusst, existent werden z.B. als Emotionen/Affekte. Deshalb umfassen moderne Motivationstheorien sowohl Bedürfnisse als dynamische Komponenten, als auch die am Motivationsprozess beteiligten kognitiven Vorgänge.

Für jedes Motivationssystem sind Emotionen (primäre wie Furcht, Wut und soziale wie Mitgefühl, Eifersucht) von zentraler Bedeutung, da sie die Umweltgegebenheiten und unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten/-erfolge bewerten müssen, um motivational wirksam zu werden. Emotionen können prinzipiell unbewusst ablaufen; bewusst introspektiv erlebte emotionale Prozesse werden meist als Gefühle bezeichnet und soweit notwendig für ethisches und moralisches Verhalten als selbstreflexiv.

Jedoch von entscheidender Bedeutung für das Verständnis bezüglich dessen „was uns antreibt“ ist die Erkenntnis der kommunikativen Funktion der Emotionen/Affekte und ihrer Sozialgeformtheit. Vom Beginn des Lebens an haben Affekte eine kommunikative, auf den Anderen bezogene Funktion und sind nicht wie bei den Tieren überwiegend biologisch gesteuerten Mechanismen unterworfen. Sie sind behilflich, Beziehungswünsche und Bedürfnisse für sich selbst und an das

Gegenüber auszudrücken. Bereits vorsprachlich und vorgeburtlich ist der Mensch von intersubjektiven Erfahrungen geprägt. Der Mensch ist auf Interaktion und Kommunikation mit der ihn umgebenden Welt eingestellt und wird nicht mehr wie im klassisch cartesianischen Paradigma in sich eingeschlossen und von irrationalen Triebimpulsen getrieben verstanden, die nach Entladung an irgendeinem möglichen Objekt suchen.

HD: *Eine zentrale Verschiebung scheint hierbei stattzufinden - weg von der Sexualität hin zu Emotionen und Affekten. Wie lässt sich diese Veränderung begreifen?*

WT: Weg von der Sexualität würde ich nicht sagen, vielmehr finden sexuelle Phänomene eine andere, zeitgemäße, empirisch fundierte Erklärung und es wird nicht mehr von einer pansexuellen Ausweitung des Begriffs ausgegangen. Es werden eigenständige Emotionen/Affekte angenommen, wogegen der Freudsche Sammelbegriff Sexualität die vielfältigen Formen jeglicher Sinnlichkeit umfasste, von autoerotischer Lust bis zur frühen Mutter-Kind-Liebe. Affekte wurden lediglich als „Triebabkömmlinge“ verstanden. Aus Neugier wurde ein sublimierter Abkömmling der sexuellen Schaulust und kulturelle Leistungen galten als Ergebnis sublimierter Sexualität. Ein solches Verständnis hat sich geändert. Trotzdem ist es in den Grundgedanken unserer Zivilisation verankert, weil es zutiefst geprägt ist - was Sloterdijk so trefflich in seinen poetisch-philosophischen Ausführungen bewusst macht - von der explosionsbasierenden Technik. „Explosion zu überlisten, um sie dazu zu bringen, nützliche Arbeit zu leisten“ erinnert an Freuds Bild vom Es als „eines Kessels“ voll brodelnder, nur auf Abfuhr drängender Triebregungen, die eben zum kulturellen Nutzen gezügelt werden müssten. Ein schönes Beispiel dafür, dass Subjekttheorien sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht entziehen können.

HD: *In ihrem eigenen Ansatz weisen Sie den strikten Natur-Kultur-Antagonismus bei Freud und die damit verbundene antisoziale Anthropologie zurück. Sie sehen den Menschen, auch in seinen Bedürfnissen, als ein kulturoffenes Wesen, wo bleibt der merkwürdige paradoxe Hang zur Vereinzelung von der schon Kant spricht?*

WT: War vor 30 Jahren die Ablehnung dieser Dichotomie von Natur und Kultur provokant, so ist inzwischen die Kulturoffenheit des Menschen fast zu einer

Selbstverständlichkeit geworden. Wo aber findet sich in modernen Theorien die Freudsche kulturanalytische Erkenntnis einer Widerständigkeit des Menschen gegen kulturelle Überanpassung? Wenn das bio-psychologische Wohlbefinden des Menschen in gelungenen Anpassungsprozessen gesehen wird bzw. in der Neuroscience von „wohladaptiven neuronalen Netzen“ abhängt, ist dann der Blick für sog. kulturelle Überforderungen nicht konzeptionell eingeschränkt? Freud hat die beschränkte Anpassungsbereitschaft mit dem Natur-Kultur-Antagonismus zu erklären versucht, der heute nicht mehr als haltbar gilt. Kant und Fichte haben schon erkannt, dass der Mensch neben seinen Bedürfnis nach Zugehörigkeit auch das Bedürfnis nach Selbstbezug und Selbstanerkennung hat. In einer kritischen Re-Interpretation von Triebtheorie und beziehungstheoretischen Ableitungen habe ich - neben einer primären Objekt- und Kulturoffenheit - auch einen primären Selbstbezug postuliert. Was auf den ersten Blick widersprüchlich erscheint löst sich auf, wenn beide Pole „primärer Objekt-/ Kulturbezug“ und „primärer Selbstbezug“ als dynamisch zusammenwirkende Gegenpole bzw. Strukturen verstanden werden, die einer regulativen Gleichgewichtsdynamik unterliegen (Trauth 1979). Die Sinnhaftigkeit einer solchen Gleichgewichtsregulation besteht darin, dass ein lebendiges System zu seinem Systemerhalt des dynamischen Zusammenwirkens beider Pole bedarf, was ein universelles, evolutionstheoretisch nützliches Geschehen ist. Der Mensch will z.B. sein Bedürfnis nach Zugehörigkeit aber auch sein Bedürfnis nach Selbsterhalt sichern, ansonsten würde er sich dem Objekt gegenüber auflösen oder in reinem Selbstbezug erstarren. Diese Gleichgewichtstendenz ist auch bei den anderen Bedürfnis-/Emotionspaaren gegeben (z.B. Sicherheit/Unsicherheit) und wird zum entichteten Automatismus, wenn im Beziehungsgeschehen nicht beide Pole gleichermaßen zugelassen werden.

Festzuhalten ist, die Freudsche Erkenntnis einer beschränkten Anpassungsbereitschaft des Menschen muss nicht mit Bedürfnissen erklärt werden, die naturgegeben im Widerspruch zur Kultur stehen.

Wo ist hier die soziale Einbindung bei dieser Gleichgewichtsregulation? Die intersubjektiven und kulturellen Austauschverfahren machen aus Möglichkeiten Realität. Sie bestimmen nicht nur das jedem Menschen eigene motivational-emotionale Geflecht, sondern ebenso, wie er seine polaren Bedürfnisse z.B. Zugehörigkeit / Selbstbezug, in einen gleichgewichtigen Einklang bringt. Bei kommunikativ/dialektischer Form kann er sich empathisch einlassen und gleichermaßen schuldfrei und

kontaktvoll abgrenzen. Bei dualistisch/gespaltener Regulation hat der Mensch nur einseitige Förderung erfahren und ein ich Automatismus übernimmt den Gleichgewichtserhalt. Einer charaktertypischen Anpassungsstruktur steht eine abgespaltene Gegenstruktur gegenüber, die z.B. von subversivem, kontaktlosem Dagegen oder starrem Selbstbezug gekennzeichnet ist. Sie kann verdeckt bleiben, solange bei inszenierenden Strukturaufrechterhaltung im bio-sozio-kulturellem Feld sich Objekte finden, an die diese Anteile delegiert werden können.

HD: *Was verstehen Sie unter existent werden durch inszenierende Strukturaufrechterhaltung im bio-sozio-kulturellem Feld?*

WT: Der Mensch ist von jedem Augenblick zum anderen gefordert, mit seinen Bedürfnissen in seiner jeweils aktuellen Welt fertig zu werden. Psychisch existent wird er, in dem er die im Lebensverlauf geprägten gegenpoligen Strukturbildungen und Ich- und Existenzgefühle in einem aktuellen bio-psycho-sozialen und kulturell-ökonomischen Feld zu inszenieren versucht. Aus diesem Geschehen und seinem psychischen Kohärenzbedürfnis konstruiert sich sein aktuelles Erleben, sein „angetrieben sein“. Diese Selbst-Aktualisierung geschieht im realen oder phantasievollen Dialog über den Anderen und das Andere. Die inneren Dialogstrukturen werden erst lebendig in der Inszenierung mit dem Anderen.

Der Mensch wird jedoch nicht nur im intersubjektiven Geschehen existent, sondern ebenso über Natur, Medien, Kunst und ästhetische Objekte, Räume und speziell über körperliches Geschehen. Vom Erleben dieser Lebensbereiche, die gewissermaßen lebenslange symbolische Partnerschaften darstellen und oft mit tiefen Sehnsüchten, Phantasien und Wünschen verbunden sind, wurden seine Bedürfnisstrukturen geprägt. Auch über diese nicht personalen Lebensbereiche konstituiert sich das menschliche Selbsterleben. Sie sind bedeutender Teil der Verinnerlichungen des Selbst des Menschen, was uns schwer auffällt, da diese nicht als icheigen erlebt werden. In diesen symbolisch belegten Feldern versucht der Mensch sich wieder im wahrnehmungskonstitutiven Grenzerleben mit ähnlich codierten Objekten inszenierend zu aktualisieren - seinem Bemühen entsprechend, eigene Identität in Kohärenz und Kontinuität nicht zu verlieren. Gerade durch die Selbstaktualisierung im „symbolischen Universum“ unserer Kultur entstehen Vernetzungen mit anderen, die eine Eigendynamik entwickeln und beim Individuum

überhaupt erst Sprache möglich machen, ein isoliertes Gehirn kann keine Sprache hervorbringen.

***HD:** Wie kann das Subjekt, seine Bedürfnisstrukturen in einer globalen Gesellschaft hinreichend mit seinem Streben nach Kohärenz und Identität in Einklang bringen?*

WT: Das erfordert in unserer schnell sich verändernden globalen Gesellschaft enorme Regulations- und Passungsarbeit, die mit Risiken und Chancen verbunden ist. Gelingt eine solche nicht hinreichend, so dienen z.B. kreative Neuschöpfungen oder Symptombildungen, wenn auch ichfremd empfunden, dem psychischen Gleichgewichtserhalt. Neurotische Symptome müssen von daher nicht Ausdruck eines aktivierten inneren Konfliktes oder einer inneren Spaltung- und Kommunikationsstörung sein. Umgekehrt sind fehlende Symptome auch kein Hinweis auf eine sog. gesunde psychische Persönlichkeit, da individuelle Spaltungsstrukturen in einer ähnlich gespaltenen Gesellschaftssituation keine Symptome bewirken.

Das „was uns antreibt“ ist nicht zu verstehen als etwas Statisches, Substanzielles, Essentielles, sondern befindet sich im ständigen Prozess, bedingt durch bio-psycho-kulturelle Austauschprozesse. Unserem, von der klassischen Physik geprägten Denken, was alltagsbezogen und enorm lebensdienlich hilfreich ist, fällt es vielleicht schwer, Modelle „lebendiger Systeme“ nachzuvollziehen, in denen eine ständige Selbstaktualisierung des Menschen in der Welt angenommen wird und altes eher statisches Identitätsverständnis einem neuen prozesshaften weichen muss. Soll das bürgerliche Autonomie-Ideal nicht vollends zur Illusion werden, sind neue Formen der Selbstverantwortung notwendig.

***HD:** Wie werden in den Theoriemodellen kulturelle, künstlerische Praktiken, z.B. hinsichtlich des Sublimierungsbegriffs eingeschätzt? Sollen Künstler/innen in Analyse oder schadet das ihrer Kreativität, wie schon seit Rilke viele befürchteten*

WT: Für Freud sind beide - Kunst und Psychoanalyse - Bereiche menschlicher Wirklichkeitserfassung. Er sieht in Kunstwerken zentrale Motiv- und Konfliktkonstellationen des menschlichen Seelenlebens vorgezeichnet und bescheinigt dem Künstler eine größere Nähe zum Unbewussten und räumt seiner Gestaltungskraft ein Vorrecht gegenüber der Wissenschaft ein. Bei der Traumanalyse sah er den Psycho-

analytiker aus ähnlichen Quellen schöpfen wie den Künstler, weil der Traum eine vergleichbare künstlerische Gestaltungsarbeit darstellt, in der sich ungewollte Vorstellungen in visuelle Bilder verwandeln. Grundsätzlich nahm Freud an, dass das Wesen der künstlerischen Leistung psychoanalytisch unzugänglich sei und analytische Reflexion sich auf den psychischen Prozess der künstlerischen Leistung beschränke und niemals das innerste Wesen der Kunst betreffen werde. In künstlerischen Werken gewinne der Mensch durch Ver- und Enthüllen der Wahrheit und durch formale Gestaltung und Darstellung seiner Phantasie einen „ästhetischen Lustgewinn“. Das Kunstwerk könne auch von Spannungen unserer Seele befreien. Die Funktion der Kunst schien ihm darin zu bestehen, destruktive und libidinöse psychische Regungen zu bewältigen. Seine Nachfolger fügten noch weitere Aspekte hinzu, z.B. um eine ursprüngliche Leere erträglich zu machen, wozu Lacan schreibt: Jede Kunst sei daher durch eine bestimmte Art der Organisation um diese Leere charakterisiert. Bei seiner mehrschichtigen Kunstauffassung betont Freud einerseits, dass Kunstwerke diene der Bewältigung der Realität, andererseits stellt er fest, die Ersatzbefriedigung, wie die Kunst sie biete, sei gegen die Realität Illusion. Freud spricht davon, dass der Künstler von überstarken Triebbedürfnissen gedrängt auch Ehre, Macht, Reichtum, Ruhm und Liebe der Frauen erwerben möchte und all sein Interesse, auch seine Libido, auf die Wunschbildung seines Phantasielebens überträgt, worin er ein Beispiel der Abwendung von der Realität sieht. Einen Rückweg, um nicht neurotisch zu werden, sieht er im schöpferischen Tun, bei dem die Energien des kulturell erzwungenen Triebverzichts durch entsexualisierte Ziele Abfuhr erlangen. Allerdings bedurfte es zum schöpferischen Akt eines regressiven Eintauchens in den Primärprozess (z.B. leichte Energieverschiebbarkeit von einem Objekt zum anderen), was sich aber mit der Freilegung chaotischer Triebe durch Triebmischung verbinde und eine Abgrenzung zu psychotischen Zuständen kaum ermöglichte. Die spätere Psychoanalyse hat sich damit kritisch auseinandergesetzt und zur Vermeidung der Gleichstellung von künstlerischen mit pathologischen Prozessen vielseitige Bemühungen aufgewiesen, die jedoch mit der Beibehaltung der Triebtheorie ihre Grenzen fanden.

Befreit man jedoch Primär- und Sekundärprozess von ihren dualistisch-triebpsychologischen Implikationen (z.B. Lustprinzip/Energiequelle/Natur versus Realitätsprinzip als Gesetz der Logik / Kultur), so bilden assoziative und strukturierende Prozesse keine verschiedenen Systeme des Denkens. Sie stehen von

Anfang an in einem gleichgewichtsorientierten Wechselbezug, was auch die frühe kindliche Entwicklung zeigt, in der höchst strukturierende Leistungen vollbracht werden. Damit bedarf es zur Erklärung des schöpferischen Aktes keiner tiefen Regression auf unreife, archaische Libidostufen, sondern einer gegenpoligen Öffnung. Und bei Zugriff auf frühe unbewusste Wissensspeicher, müssen sich keine chaotischen Gefühlszustände auftun, wenn der Mensch in früheren Phasen die Hilfsfunktion der umgebenden Gruppe erleben konnte.

Das antisoziale Moment, das den assoziativen Prozessen anhaftet, ist geprägt von einer Gesellschaft, die sich z.B. über Leistung und Markt definiert und die ihre eigene Irrationalität und Widerständigkeit auf die menschliche Natur projiziert. Aus regulatorischer Sicht ließe sich hier spekulieren, ob der Kunst nicht gesellschaftlich eine kathartisch- kompensatorische Funktion zugewiesen wird und sie deshalb Akzeptanz erfährt, weil sie bildhaft zeigt, dass gefährlich „primärprozesshaftes“, kulturell gezähmt werden kann. Wenn diese Annahme stimmen sollte, wäre zu fragen, warum es unsere Künstler so schwer haben müssen, ihre Existenz zu sichern.

Die Befürchtung, eine Analyse könnte der Kreativität schaden, ist durchaus verständlich, da in der Frühzeit der Psychoanalyse davor gewarnt wurde, schöpferische Personen zu analysieren. Triebtheoretisch wurde davon ausgegangen, dass die kreative Betätigung eine Ersatzbefriedigung sei und damit die Freilegung und Analyse verdrängter Triebe behindern würde. Heute wird im analytischen Prozess selbst ein kreatives Moment gesehen und die Therapie soll den Künstler unterstützen mehr freie Kreativität zu gewinnen. Emanzipatorische Vorstellungen einer individuellen Souveränität gegenüber gesellschaftlichen Prozessen dürfen damit nicht verbunden werden. Künstler kommen durchwegs nicht aufgrund eines Symptomdrucks in Analyse, sondern suchen emotionalen Halt und Unterstützung um mit ihren ökonomischen Unsicherheiten und Ausgeliefertheiten besser fertig zu werden, ohne neurotisch reagieren zu müssen.

HD: *Am Beispiel der aktuellen Finanzkrise wird immer wieder die individuelle, triebhafte Gier einiger Manager als Ursache genannt. Dabei taucht der Ruf nach Zügelung und Triebkontrolle ebenso auf wie der nach einer politisch, also intentional gewollten Ökonomie. Wie lassen sich diese Konflikte aus ihrer Sicht verstehen?*

WT: Der Ruf nach Zügelung und die Empörungswelle über die „gierigen“ und zuvor doch oft sehr bewunderten Manager, findet gerade in dem Augenblick öffentliche Aufmerksamkeit und Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls, wo durch die Bankenkrise Verunsicherung und Ohnmachtswut ausgelöst wird. Analytisch lassen sich bei dem komplexen Geschehen manche Spaltungsmechanismen erkennen, z.B. Allmachtsgefühle und Ohnmacht, Illusionsbildung und Verleugnung der Realität und ebenso bedürftigen individuelle Geldstile und monetäre Ich-Ideale, der Symbol- und der Fetischcharakter des Geldes einer Reflexion. Doch ist es zweifellos kaum diese weitgehend psychologische Sicht der Dinge, die uns weiterhilft. Ebenso wenig, wenn uns die Neuro-Wissenschaften erklären, dass die Gehirnregionen, in denen die Gier und der fehlende Sinn für faire Managergehälter sitzen, die Windungen des präfrontalen Stirnlappens sind. Hier zeigen sich die Grenzen letztlich individueller oder intersubjektiv wissenschaftlicher Betrachtungsweisen, die in ihrer Vulgärform die Logik ermöglichen, dass nicht das System defekt ist, sondern ein paar Exemplare des Homo Sapiens - was man reparieren kann, wenn dieses maladaptive Verhalten beseitigt wird. Diese Sichtweise verkennt die grundlegend gesellschaftliche Natur des Problems, dass nämlich das, was uns treibt nicht in naturwüchsigen Trieben, sondern in gesellschaftlichen Verhältnissen begründet liegt. Die Erkenntnis, dass der sog. Trieb selbst ein gesellschaftliches Verhältnis darstellt, ist nur ein Baustein zu diesem Verständnis.

„Was uns antreibt“ erfordert so eine weite transdisziplinäre Perspektive und insbesondere die Klärung der Wertfrage, worin ökonomische Regulationsprinzipien begründet werden sollen. Daran ließe sich die Frage anknüpfen, inwieweit nicht auch ein Paradigmenwechsel in den ökonomischen Wissenschaften notwendig wäre. Er müsste davon geprägt sein, wie sich die unterschiedlichen Interessen moderner Gesellschaften ohne ihre zerstörerischen Auswirkungen ökologischer und sozialer Art verfolgen lassen, wie unter Globalisierungsbedingungen soziale Sicherheit, Bildung, Forschung, Arbeit, Umwelt und Generationengerechtigkeit gleichzeitig innovativ und Ressourcen schonend hergestellt werden könnten. Dafür bedarf es weniger „Zügel“ für einige auserwählte „Gierige“ als vielmehr spannungstolerante, kommunikative Instanzen der Wertvermittlung.

(1) In den Ausführungen wird auf Hinweise zu Theorieschulen und Autoren verzichtet